Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 43 (1967-1968)

Heft: 3

Artikel: Gefährliche Tage in Addis Abeba : wie ich mit meiner Familie den Umsturzversuch von 1960 erlebte

Autor: Schubert, Mathilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079761

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gefährliche Tage in Addis Abeba

Wie ich mit meiner Familie den Umsturzversuch von 1960 erlebte

Von Mathilde Schubert

Nachrichten über Regierungs-Umstürze in Afrika gehören seit Jahren beinahe zur täglichen Lektüre. Beim Überfliegen der trockenen Zeitungsberichte nimmt der Leser davon kaum noch Notiz. Ist man hingegen selber mitten drin, so erhält solches Geschehen ein persönlicheres Gesicht.

Nun ist allerdings Äthiopien in verschiedener Hinsicht nicht typisch für die afrikanische Staatenwelt. Die 22 Millionen Einwohner des äthiopischen Hochlands sind vorwiegend semitisch-hamitischen Ursprungs. Das Land rühmt sich seiner 3000jährigen Unabhängigkeit, die nur zu Mussolinis Zeiten durch einige Jahre italienischer Fremdherrschaft unterbrochen wurde. Schon im Jahr 330 nahm der christliche Glaube seinen Einzug – vor allem bei den 1,5 Millionen Amharen, die heute noch den Großteil der Oberschicht bilden, hochgewachsene, oft sehr schöne Menschen mit feinen Gesichtszügen und goldbrauner Haut.

In den koptischen Kirchen wird erzählt: «Als Gott die Menschen schuf, kannte er vorerst die genaue Backzeit nicht. Die ersten blieben nicht lange genug im Ofen und hatten eine weiße Hautfarbe. Die nächsten brannten an und wurden schwarz. Aus den beiden Fehlern lernte Gott die richtige Dauer des Backvorganges, und nun erst entstanden die Goldbraunen.»

Äthiopien kennt keine Rassentrennung. Die Bevölkerung hängt verschiedensten Religionen an. Von den dunklen Gallas, deren Gebiet im Süden an Kenya grenzt und die den größten Bevölkerungsteil bilden, sind viele auch Christen, die Mehrheit aber wohl noch Heiden. Die Tigriner im Norden (Hauptstadt Asmara), die Guragi aus dem Kaffeegebiet von Gimma und die Danakil gegen die Somali-Grenze hin sind zum Großteil Mohammedaner. Die Anuak, die eine frühere britisch-sudanesische Enklave bewohnen, sind Heiden. Dazu gibt es noch sudanesische Christen. Die Mischlinge sind zahlreich, besonders in Addis Abeba, und durchaus geachtet; sie können auch in die Regierungsschicht gelangen, besonders wenn sie Christen sind und amharisches Blut haben.

So gehört Äthiopien zu den traditionsstärksten Ländern Afrikas und vereint zugleich die größte Mannigfaltigkeit in sich. Politisch ist es einer der gefestigtsten Staaten dieses Erdteils. Daher kann man hoffen, daß es von den chaotischen und oft furchtbar grausamen, mörderischen Macht- und Stammeskämpfen, welche die Mehrzahl der ehemaligen Kolonialgebiete heimsuchen, und vom Fanatismus mancher arabischen Staaten nicht ergriffen werden wird. Und doch hat es der Gegensätze genug; zu den bereits beschriebenen historischen Verschiedenheiten kommen heute neue riesige Probleme hinzu.

Einbruch der Neuzeit in der Hauptstadt

1958 trat mein Mann seinen Posten als Entwicklungshelfer in Addis Abeba, der auf 2400 Meter Höhe gelegenen Hauptstadt des Landes an. Ich begleitete ihn mit den Kindern. Wir flogen von Kairo aus noch in einer zweimotorigen Convair und brauchten bis Addis Abeba mit Zwischenhalten in Port Sudan und Asmara zwölf Stunden.

Es dünkte uns ein gewagtes Abenteuer, alles Liebgewordene in der Schweiz zurückzulassen, um mit zwei kleinen Kindern ein Leben in weiter, unbekannter Ferne zu führen. Nie werde ich vergessen, wie wir uns nach dem heimatlichen Regen sehnten, als uns bei der Landung in Port-Sudan die mörderische Hitze jäh überfiel.

Die Sicht auf Steppen und Eukalyptuswälder munterte uns aber beim Weiterflug bereits ein wenig auf. Im Hotel in Addis Abeba fühlten wir uns durch den warmen Empfang des österreichischen Direktors und des schweizerischen Verwalters beinahe heimisch.

Die äthiopische Regierung stellte meinem Mann schon nach wenigen Tagen einen Wagen zur Verfügung, und

Illustration Käthi Zaugg

voller Unternehmungslust erforschten wir die Stadt. Die nüchternen Geschäftshäuser und die offiziellen Gebäude unterschieden sich kaum von den europäischen und interessierten uns wenig.

Als wir aber durch die zahlreichen, schmalen, geteerten Nebengäßchen fuhren, rissen wir erstaunt die an peinliche Sauberkeit gewöhnten Augen auf. Wir starrten in die dunklen Öffnungen einstöckiger Lehmhütten. Erregte Menschengruppen palaverten mitten auf den belebten Straßen, Kulis hasteten vorbei, Kinder spielten im Schmutz, hübsche, in weiße Baumwolle gekleidete Mädchen und Frauen warfen neugierige Blicke auf uns. Nirgends gewahrten wir einen weißen Spaziergänger, wohl aber willkürlich eingestreute, von Europäern bewohnte Häuser.

Die Häuser der Fremden sind großzügig gebaut und liegen meistens in großen Gärten. Normalerweise beschäftigt eine Familie drei bis vier Angestellte, einen Koch, einen Diener zum Waschen und Putzen, einen Gärtner und einen Nachtwächter.

Gefährliche Tage

Letzterer ist absolut notwendig, selbst wenn er während seiner Dienststunden schläft. Einbrüche geschehen in diesem Fall nur, wenn der Aufpasser sich selber daran beteiligt.

Dienermangel kennt man nicht, die jungen Männer stellen sich meistens von selbst ein, entweder mit einem richtigen Zeugnis oder aber mit einem auf dem Markt gekauften. Man wechselt sie zu Beginn häufig, bis man den Umgang mit ihnen gelernt hat. Höflichkeit und Güte werden von ihnen selten als solche erkannt, einige werden frech, arrogant und faul oder verstehen plötzlich die einfachsten Anordnungen nicht mehr.

Ein netter, aber ungeschulter Junge, mit dem eine sprachliche Verständigung zuerst unmöglich schien, benützte zum Beispiel unsere Zahnbürsten, um das Waschbecken zu säubern. Mit Gesten versuchte ich ihm erfolglos den Gebrauch dieser komischen Gegenstände zu erklären. – Eines Morgens entdeckte ich, daß die Lippenstifte meines Vorrats zerkrümelt und zerbrochen waren, weil eine Dienerin beim heimlichen Durchwühlen der Schubladen ungeschickt damit hantiert hatte.

Schließlich fanden wir aber ein zuverlässiges, harmonisches und ehrliches Dreigespann, dem wir sogar unser Haus während den jeweils dreimonatigen Heimatferien anvertrauten, ohne enttäuscht zu werden.

Das Leben in Addis Abeba gestaltet sich einfach. In den zahlreichen italienischen Geschäften der «Piazza» kauft man ein wie zu Hause, während das Handeln in den Basaren und Märkten viel Zeit beansprucht. Die vier Kinos zeigen modernste amerikanische und englische Filme in ungekürzter Originalfassung. Da die Äthiopier ungefähr sechzig Dialekte benutzen, wurde Englisch nach dem Amharischen als zweite offizielle Landessprache eingeführt.

Die Stadtteile liegen weit auseinander, so daß auch die Hausfrau einen Wagen benötigt für ihre Einkäufe und den Schulweg der Kinder.

Addis Abeba veränderte sich in den vergangenen Jahren enorm. Für Konferenzen steht heute die riesige, phantastische Afrika-Halle zur Verfügung. Ganze Viertel wurden abgerissen und neu aufgebaut, breite Straßen mit Grünanlagen entstanden fast über Nacht.

Auf dem modernen Flugplatz landen die mit Europa direkt verbindenden Düsenmaschinen. Als im Februar 1965 die englische Königin den Kaiser besuchte, erblickte sie eine blitzsauber gewaschene, sonnige, wunderschöne Stadt. Der Jubel, mit dem sie von der Bevölkerung empfangen wurde, war unbeschreiblich, überschwenglich – und durchaus echt. Er entsprang der tief verwurzelten Gastfreundlichkeit des ganzen Volkes.

Das Klima der ganzen Hochebene ist äußerst angenehm: acht Monate lang sonnig und mild mit einer erfrischenden Regenzeit von Juni bis September, in der die Menschen seit Jahrtausenden neue Kraft schöpfen.

Addis Abeba, zu deutsch «Neue Blume», rast der Zukunft entgegen, möchte sie am liebsten überflügeln. Außerhalb aber bemerken die Bauern kaum etwas von diesem Umbruch.

Alarmierende Berichte

Es war Mittwoch, der 14. Dezember 1960. Die Morgensonne strahlte, ohne Hitze zu verbreiten. Auf dem Rasen und den Blumen glitzerte der Tau. Der herbe Mimosenduft schlich sich leise in die Zimmer.

Die beiden Kinder, Katrin und Daniela, weilten im Kindergarten der deutschen Schule. Ralph, mein Mann, befand sich seit einer Stunde an seinem Arbeitsplatz, dies wenigstens glaubte ich. Die frisch gepflückten Rosen prangten in hohen Vasen, und der Kaffeetisch war hübsch gedeckt für den erwarteten Besuch. Einmal wöchentlich brachte der schweizerische Assistent meines Mannes seine junge Frau zu einer morgendlichen Plauderstunde, um etwas Abwechslung in ihr eintöniges Hotelleben zu bringen.

Die Kaffeekanne dampfte, als die junge Frau aus dem Volkswagen stieg und ihr Mann nach kurzer Begrüßung durch das große Tor wieder wegfuhr.

Die gemütliche Atmosphäre wurde plötzlich unterbrochen, als der junge Mann, nur wenige Minuten nach seinem Abschied, blaß und aufgeregt in die Stube stürzte. Mit hastig hervorgestoßenen Worten beschrieb er, wie die mit Gewehren und Bajonetten bewaffneten Soldaten die Durchfahrt zum etwas außerhalb der Stadtgrenze gelegenen Institut verwehrten.

Als ich daraufhin meinen Mann anrufen wollte, ertönte aus dem Telefonhörer nicht der leiseste Summton. Ich eilte über die Straße zu dem von einem amerikanischen Berater der äthiopischen Armee bewohnten Haus und traf mit dessen Sohn Bob zusammen, der gerade von einem Jeep aus der Schule nach Hause gebracht wurde. Von ihm vernahm ich, daß in der Hauptstadt kein Telefon funktionierte.

Jähe Angst um die Kinder am anderen Ende der Stadt überfiel mich und – wo blieb mein Mann? Hatte er am frühen Morgen noch sein Ziel erreicht und war ihm nun der Rückweg abgeschnitten?

Die Tatsache, daß der Kaiser sich auf einer Reise nach Brasilien befand, erstickte die Hoffnung, es könne sich um ausgedehnte Manöver handeln. Verstört suchte ich das zweite Nachbarhaus auf, aus welchem mir Gunilla, die Schwedin, bereits entgegen eilte. Auch sie wußte nicht, was vor sich ging, und ängstigte sich um ihre in der schwedischen Schule arbeitenden Kinder.

Gemeinsam betraten wir die eben noch so gemütliche Stube, wo sich inzwischen Bobs Mutter, Jean, eingefunden hatte. Schweigend setzten wir uns um den Kaffeetisch, das Schweizer Ehepaar, die Amerikanerin mit ihrem Sohn, die Schwedin und ich, verharrend in Ungewißheit und Angst.

Eine Stunde mochte verstrichen sein, als das Nahen von Autos uns aufscheuchte. Wir stürzten zur Treppe und fanden im Garten meinen Mann mit den Kindern, sowie seinen englischen Kollegen und dessen Frau.

Ralph setzte sich gleich wieder in den Wagen, um die beiden schwedischen Mädchen nach Hause zu holen.

Tom, der Engländer, erzählte inzwischen, wie sie früh morgens mit vorgehaltenen Waffen aufgehalten worden waren und wie er und mein Mann dann in die Stadt fuhren, um Näheres zu erfahren. Beim kaiserlichen Palast stellten sie Tanks fest und sahen, daß alle wichtigen strategischen Punkte, wie Radio- und Telefonstation, Flugplatz, Post- und Bankgebäude, militärisch besetzt waren. Nichts Gutes ahnend, begaben sie sich zur deutschen Schule, die daraufhin den Heimtransport aller Kinder organisierte.

Als mein Mann mit den beiden Schwedenmädchen heil heimkehrte, waren wir ein wenig erleichtert. Gleichzeitig trafen auch der Amerikaner, Glenn, und der Schwede, Tore, ein. Nach ihren Aussagen handelte es sich um eine interne Angelegenheit, um einen Staatsstreich der Leibgardisten des Kaisers gegen die bestehende Regierung, das heißt gegen die Minister.

Eingehend erörterten wir die unvorhergesehene Lage. Dann kehrten die Engländer, Amerikaner und Schweden in ihre eigenen Häuser zurück. Um auch bei Stromausfall Nachrichten hören zu können, arbeitete mein Mann hastig an der Fertigstellung seines selbstgebastelten Autoradios. Ich bemühte mich um die Aufstellung einer Notvorratsliste und bat die jungen Schweizer, aus dem Hotel ihre Wertsachen und Kleider zu holen und vorläufig in unser Haus überzusiedeln.

Das Mittagessen verlief in gedrückter Stimmung. Der Lokalsender wiederholte dauernd in amharischer und englischer Sprache die Verfügungen der neuen Regierung und versicherte den Fremden, daß ihnen nichts geschehen werde. Ralph setzte sich mit seinem Teller an den zweiten Apparat und suchte das Amateurband ab. Gegen ein Uhr erwischte er auch tatsächlich den Aufruf einer körperlosen Stimme, welche die israelitischen Amateure bat, über die brasilianische Botschaft in London den Kaiser zu informieren. Wir vermuteten, den privaten Sender des inzwischen verstorbenen, jüngsten Herrschersohnes gehört zu haben.

Am frühen Nachmittag besuchten uns Fred und Marceline, ebenfalls Schweizer. Auch sie forderten wir auf, ihr in der Nähe des Palastes gelegenes Häuschen zu verlassen, um unser drittes Schlafzimmer zu beziehen.

Meine Liste brachten sie in das italienische Geschäft, wo ich meine täglichen Einkäufe besorgte. Sie kehrten mit Lebensmitteln, Landrover, Hund, Schlafsäcken und Wertsachen kurz vor dem inzwischen proklamierten Ausgehverbot um 19 Uhr zurück.

Inzwischen richtete ich die beiden Zimmer für die Gäste und bereitete mit Luftmatratzen und Decken in unserem Schlafraum zwei zusätzliche Betten für unsere Kinder. Sämtliche Behälter wurden mit Wasser gefüllt. Sollte der auf einem hohen Turm im Garten stehende Wassertank einen Einschuß erhalten, war so wenigstens für einige Tage genügend Wasser vorhanden.

In der Dunkelheit schlich sich das Amerikanerpaar Jean und Glenn in unser Haus. Sie erzählten, daß Militärkreise nächtliche Straßenkämpfe zwischen Leibwache und Armee befürchteten.

Auch die Hyänen waren eingeschüchtert

Lauschend verbrachten wir schlaflose, endlose Stunden und warteten. Nach Mitternacht vernimmt man überall in Addis Abeba heulende Hunde, wenn sich die Hyänen Nahrung in der Stadt suchen. Deshalb bedrückte uns die ungewohnte Stille dieser Nacht am meisten. Anscheinend getrauten sich die Raubtiere nicht an den Soldaten vorbei.

Am Donnerstag-Morgen verabschiedeten sich die Schweden von uns, denn anweisungsgemäß übersiedelte die Familie mit vollbepacktem Opel in ihre Botschaft.

In unserem Haus wohnten nun zehn Personen, davon zwei eingeborene Diener, ferner zwei Hunde. Die beiden Mädchen, zu klein, um den Ernst der Lage zu verstehen, begrüßten die Abwechslung mit großer Freude und versuchten, Marceline und mir beim Kochen zu helfen. Eifrig deckten sie den großen Tisch, und dank ihrer Unbefangenheit verlief der Vormittag beinahe fröhlich.

Wir saßen beim Mittagskaffee, die überprüften und geladenen Pistolen lagen neben den Tassen, als plötzlich ein Knall ertönte, der das Haus erzittern ließ. Heftiges Maschinengewehrfeuer folgte. Die Männer sprangen auf, sicherten die Fensterläden, die Kinder verstummten erschreckt, die Hunde duckten sich unter den nächsten Tisch. Ich eilte in die Küche und verschloss die Türe zur hinteren Treppe. Bei dieser Gelegenheit gewahrte ich durch das Küchenfenster schwer bewaffnete, getarnte, unifor-

Gefährliche Tage

mierte Gestalten, von Baum zu Baum huschend. Mit zitternden Knien beruhigte ich die verstörten Kinder und kämpfte gegen die eigene Angst.

In der Stubenmitte verharrten wir lauschend, aber der Lärm der Schießerei verunmöglichte die Wahrnehmung feinerer Geräusche. Die Dunkelheit hinter den geschlossenen Jalousien reizte die angespannten Nerven fast unerträglich.

Ralph schlug deshalb vor, in das massiver gebaute Steinhaus der Amerikaner hinüber zu wechseln. Geduckt, die Hunde mit eingeklemmten Schwänzen, sprangen wir über die Straße und wurden von Jean mit sichtbarer Erleichterung empfangen. Zu unserem Schrecken befand sich aber ihr Mann im Hauptquartier der Ersten Division der äthiopischen Armee.

Im oberen Stockwerk kauerten wir auf dem Boden und starrten zu den blanken Fensterscheiben empor, in der Erwartung, im nächsten Augenblick dort Köpfe auftauchen zu sehen. Die Männer verteilten sich in die verschiedenen Zimmer und beobachteten die Umgebung. Als ein großes Geschoß in unserer Nähe explodierte, flog ein Strommast in die Luft. Die beiden Hunde krochen entsetzt unter ein Bett.

Unsere Gedanken wanderten zu den im Juli zuvor geschehenen Greueltaten im Kongo. Wir waren nicht gewillt, kampflos unterzugehen.

Als auch nach einer Stunde noch niemand bei uns einzudringen versuchte, bewegten wir uns etwas freier. Bei geflüsterter Unterhaltung blickten wir auf vorbeispringende Soldaten, eine tote Kuh und traurig herabhängende, zerschossene Drähte.

Das Haus glich einer Insel inmitten der aufgewühlten See. Wie lange uns diese Insel Schutz gewähren oder wann sich der sinnlose Sturm austoben würde, ahnten wir nicht. Es muß in jenen Tagen Hunderte oder Tausende solcher Eilande gegeben haben, mit einsamen, verängstigten Menschen, die warteten.

«Meine Tiefkühltruhe!» Dieser Aufschrei rüttelte uns jäh aus unseren trübsinnigen Gedanken auf. Wir starrten ungläubig auf die empörte Amerikanerin. Hatte die jetzt nichts anderes im Sinn? Ihre Sorge war indes berechtigt, denn ohne Strom mußten die vielen gefrorenen, importierten Eßwaren verderben.

In diesem Augenblick schlug die Haustüre zu, und der heimkehrende Glenn verkündete mit aufgeräumter Stimme, daß er Hunger verspüre. Wie ein zur Herde zurückgebelltes Schaf folgte ich den hinunterpolternden Kindern. Die Hunde, die veränderte Stimmung fühlend, wedelten zaghaft.

Nun erfuhren wir endlich, daß überall in der Stadt die Armee gegen die Leibwache kämpfte. Wir Frauen verfügten uns in die Küche, und eine Stunde später aßen wir bei Kerzenlicht panierte, gebackene, amerikanische Hühnchen, während draußen in der Dunkelheit die Geschütze donnerten.

Gegen Mitternacht huschten wir vorsichtig in unser Haus zurück, um den Nachrichten zu lauschen. Dankbar empfanden wir die durch die sachlichen Stimmen von «Voice of America», «BBC» und «Schwarzenburg» hergestellte Verbindung mit der unbeteiligten Außenwelt. Selbst, als die Tanks in die Stadt rumpelten, fühlten wir uns nicht mehr gänzlich verlassen.

Gedämpft plauderten wir über die unerfreuliche Lage, bis sich die Nerven etwas beruhigten und der Schlaf sich einstellte. Noch einmal wurden wir aufgeschreckt, als sich neben dem Kopf des Nachtwächters eine Kugel in die Hauswand bohrte. Da ließ dieser sich endlich überreden, die Nacht, gemeinsam mit dem Hausdiener, im Korridor zuzubringen.

Von der Außenwelt abgeschnitten

Am Freitag verzehrten wir zum Frühstück das letzte frische Brot. Nach dem alten Schulkochbuch entstanden eine Art Milchbrötchen, die, mit Butter und Marmelade bestrichen, gar nicht so schlecht schmeckten. Die Männer rollten das riesige Faß mit 200 Litern Benzin vom Hause weg in die offene Garage. Wir Frauen kochten, und selbst die Ohren der Kinder gewöhnten sich an das unaufhörliche Krachen.

Wiederum übermittelte Glenn die letzten Neuigkeiten: Der Kaiser befand sich auf dem Wege hierher nach seinem Land. Im nahen Divisionsgebäude waren in der Nacht zuvor die ersten Verwundeten eingetroffen. Zwei Weiße waren unabsichtlich erschossen worden, als sie durch die Straßen hasteten. Die Quartiere der Gardisten sollten bombardiert werden.

Um die Kinder abzulenken und von der uns erneut beschleichenden Angst zu verschonen, ermunterten wir sie, aus buntem, goldenem und silbernem Papier Sterne auszuschneiden, denn schließlich stand das Weihnachtsfest bevor.

Das Radio teilte mit, daß Äthiopien vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten sei.

Wir dachten ungewollt an plündernde, hungrige Soldaten und aufgehetzte Massen während anderen afrikanischen Unruhen, und selbst in den Räumen bewegten wir uns nur bewaffnet. Langsam begann die erzwungene Begrenzung auf das Haus und das Warten an den Nerven zu zehren.

Im Laufe des Tages vernahmen wir mehrmals das bedrohliche Brummen der Flugzeuge und ferne Bombeneinschläge.

Die folgende Nacht brachte etwas Erleichterung. Mit ungetrübter Phantasie benutzten die Kinder die Knallerei und spielten «Löwenjagd», nur bei nahen Explosionen verstummten ihre Stimmen.

Zwei mit Zweigen getarnte Tanks lauerten fünfzig Meter hinter unserem Haus und schossen über das Dach hinweg auf die einen Kilometer entfernte Kaserne der Feinde. Obwohl sie für uns keine direkte Gefahr bedeuteten, zogen wir jedes Mal die Köpfe ein. Viel unangenehmer war die Gegenseite, wenn sie versuchte, die beiden

Ungeheuer zur Strecke zu bringen und die Geschosse in unsere Gärten jagte.

Der Mut Haile Selassies

Am Samstag-Morgen sammelten wir eingedrückte Gewehrkugeln und zwischen den Bäumen und Blumen liegende, bizarr geformte Mörserteile, als müde, verschmutzte Soldaten auf der Straße vorbeizogen. Wenige baten um Zigaretten, andere stierten uns stumpf an. Einer rief uns freudig zu: «Adesso mangiare!» (Viele Äthiopier können von den Jahren der Italienerherrschaft noch ordentlich Italienisch.) Er unterstrich seine Freude, indem er, zwei Meter von uns entfernt, seine Maschinenpistole gegen den Himmel entlud. Sein offensichtliches Vergnügen entlockte uns ein nur vages Lächeln.

Trotz der Warnung der Revolutionäre, daß jedes zur Landung ansetzende Flugzeug unverzüglich heruntergeholt werde, traf am Samstag der Kaiser in der Hauptstadt ein, fuhr durch die Straßen zu seinem Palast und sprach von der offenen Terrasse zu dem im Park versammelten Volk. Am Mittwoch waren elf seiner Minister gefangen genommen worden. Kurz vor der Ankunft des Kaisers waren sie dann von den Revolutionären hingerichtet worden. Der Mut des sich schutzlos der aufgewühlten Menge zeigenden Herrschers und Staatsmannes verdiente Bewunderung.

An diesem Nachmittag wagten wir uns in unserem Auto langsam durch die Straßen, sorgfältig die Haltebefehle der Militärposten berücksichtigend. Freunde winkten uns bleich, unrasiert, aber zuversichtlich von ihren Terrassen zu. Staunend betrachteten wir die Verheerung durch schlecht gezielte Bomben, durchlöcherte Häuserwände und Mauern. Plötzlich wiedereinsetzendes Gefechtsfeuer ließ uns schleunigst den Heimweg antreten.

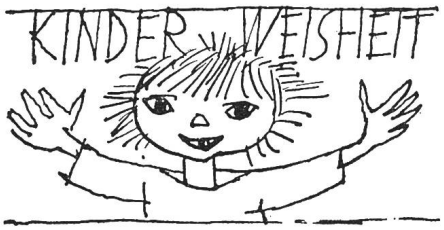
Rache und Gnade

Noch eine halbe Woche dauerte der finstere Alptraum. Polizisten, beim Ausbruch der Revolution auf der Seite der Aufständischen kämpfend, malten sich weiße Kreuze auf die Helme. Mit der siegreichen Armee verfolgten sie die ehemaligen Kameraden und brachten viele davon um. Die ersten Gefangenen wurden durch die Straßen geführt und von den selben Einwohnern, die eine Woche zuvor den Rebellen zugejubelt hatten, verhöhnt und bespuckt. Die Zahl der Toten belief sich nach offiziellen Meldungen auf mehrere Hundert.

Unsere Gegend blieb noch längere Zeit ohne Strom, und vereinzelte Demonstrationen störten in den folgenden Tagen die wieder eintretende Ruhe in den Straßen. Die Tore der Schulen, Firmen und Geschäfte öffneten sich, die Menschen, welche Zuflucht in den Botschaften gefunden hatten, kehrten in ihre Häuser zurück. Das Ausgehverbot wurde auf 21 Uhr verlegt, die Polizeistreifen verstärkt. Einheiten der Armee suchten nach versteckten Gardisten und deren Angehörige nach toten Verwandten.

Haile Selassie verzieh dem Kronprinzen, der scheinbar auf die Seite der Aufständischen getreten war. Es scheint, daß der Kronprinz seine Zustimmung zum Staatsstreich mit der Pistole der Revolutionäre in seinem Rücken hatte geben müssen. Der Kaiser dürfte aber froh sein, daß er nun einen anderen Nachkommen als Nachfolger bezeichnen kann.

Auch wir Europäer gewöhnten uns langsam wieder an den Alltag. Fliegende Händler verkauften in den Straßen und Gassen Weihnachtsbäume. Die Nächte blieben wieder den heulenden Hunden überlassen. Das Land aber steht erst am Beginn einer gewaltigen Entwicklung, und man wagt trotz seiner relativ guten Ausgangslage kaum zu hoffen, daß ihm dabei größere Erschütterungen erspart bleiben. Und doch wünscht man es ihm, wenn man, wie wir, inmitten seiner freundlichen Bevölkerung sieben schöne Jahre verbracht hat.



Im Waisenhaus basteln die Kinder in der Weihnachtszeit aus Ton Krippenfiguren. Die Gestalten von Fritzli sind mit ihren gesenkten Köpfen etwas griesgrämig herausgekommen. Nur einer hebt den Kopf empor und lacht mit breitem Munde über das ganze Gesicht. Die Hausmutter fragt den Fritzli interessiert: «Wär isch denn dä Maa doo?» «Dr Owi!» «Dr Owi? Dää kenn ich nit.» «He doch, dr Owi! waisch es heißt doch im Lied: Owi lacht.» (O, wie lacht Lieb aus deinem göttlichen Mund . . .) – Ja, da lachte die Hausmutter auch! C. D. in O.

Unsern Kindern ist es verboten, selber Äpfel zu nehmen. Da erwische ich sie einmal, wie jedes an einem Apfel knabbert. «Wer hat euch das erlaubt?» frage ich streng. Darauf kommt prompt die Antwort vom 3-jährigen Urseli: «I han öis äine ggää, daß mer nid brüele.» M. H.-B in O.

Der 6jährige Peter will für seinen Bruder Markus ein Geburtstagsgeschenk kaufen. Er läßt sich im Laden beraten. – «Wotsch ächt es Multipack mit vier Schoggene?» fragt das Fräulein. Darauf Peter: «Es Maarkuspack wotti, ebe nid es Muetipack. Das het jo scho lang Geburtstag gha.»
M. H.-B. in O.

Der 2½jährige Markus hat einen schwarzen Tag. Es ist schon das zweite Mal, daß er in die Hosen macht. Seine Mutter ermahnt ihn und meint: «Du solltest es mir sagen, wenn du auf s Häfi mußt, jetzt habe ich dann keine Höschen mehr für dich.» Darauf Markus: «Dänn mues halt s Fudi barfuess laufe!» E. S. in W.